

Alltagsrassismus in der DDR

LEUTE IN DER STADT: Seit 32 Jahren kämpft David Macou (63) um seinen Lohn: Er war einer von 17.000 Menschen aus Mosambik, die als Vertragsarbeiter in der DDR lebten. Dort wurde ihnen nur ein Teil des Verdienstes ausgezahlt.

■ Von Anja Bochtler

FREIBURG Im Lauf der Jahrzehnte hat David Macou von seiner Heimatstadt Maputo aus an Helmut Kohl, Gerhard Schröder und Angela Merkel geschrieben – egal, wer regierte, die Antwort war immer dieselbe: Mosambik sei zuständig. In Mosambik aber wird er an Deutschland verwiesen. Der Kampf, den er und Tausende andere führen, ist im Westen Deutschlands kaum bekannt. David Macous Besuch in der Mensa-Bar bei einer Veranstaltung des Informationszentrums 3. Welt war der einzige in Süddeutschland. Genau wie die anderen Vertragsarbeiter aus Mosambik lebte er früher in der DDR. Als die DDR und Mosambik 1979 ihren Vertrag geschlossen hatten, suchte David Macous Rektor in Maputo die besten Schüler aus – sie sollten die Chance bekommen, in der DDR ausgebildet zu werden.

An dem Septembertag, an dem er in Hoyerswerda ankam, zitterte er vor Kälte, alles war fremd. Weil sein Bruder Schlosser war, entschied er sich für eine Ausbil-

dung zum Schlosser, danach zum Schweißer. Die Vertragsarbeiter arbeiteten von 5 bis 15 Uhr im Braunkohle-Tagebau in der Lausitz, und von 16.30 bis 19.30 Uhr war Unterricht. „Es war hart“, sagt er, doch bereit hat er das nicht: „Ich wollte lernen, so viel wie möglich lernen.“ Anfangs verstand David Macou kein Deutsch. An den Blicken erkannte er, dass einige ihn und die anderen ablehnten. In den Schulungen der SED in seinem Wohnheim wurde behauptet, in der DDR gebe es keinen Rassismus. Nicht nur der Rassismus war verboten, sondern auch Beschwerden über rassistische Erfahrungen.

Keine Hemmungen mehr nach dem Mauerfall

Als er schließlich Deutsch verstand, wurde ihm immer klarer, wie verlogen das war. Er und seine Kollegen bekamen Probleme, wenn sie in Kneipen gingen – bald gingen sie nur noch in Gruppen weg, weil es allein zu gefährlich war.

Auch bei der Arbeit wurde es schwieriger: Weil Mosambik hoch verschuldet war, wurden den Vertragsarbeitern zunächst 25 Prozent und ab 1985 60 Prozent von ihrem Lohn abgezogen – das Geld floss in den Schuldenabbau. Dann kam der Fall der Mauer. „Wir hatten viel Angst“, sagt David Macou. Nun trauten sich alle, ihm und seinen Kollegen zu sagen, was so bisher nicht ausgesprochen wurde: „Ihr nehmt uns unsere Arbeit und unsere Frauen weg.“ Im Mai 1990 erlebte

David Macou die ersten rassistischen Ausschreitungen an seinem Wohnheim: Die Angreifer zerstörten alles und drohten, dass sie wiederkämen. Und das taten sie. Vom 17. bis 23. September 1991 war eine Welle von rassistischen Attacken in Hoyerswerda, danach konnten sich David Macou und die anderen nur noch unter Polizeischutz bewegen – beim Einkaufen, auf dem Weg zur Arbeit, überall.

Deshalb kehrte er am 20. Oktober 1991 zurück nach Maputo. Als Schweißer konnte er sich einigermaßen durchschlagen, vielen seiner Kollegen gelang das nicht. Am 14. Januar 1992 haben sie eine Gruppe gegründet, die sich jeden Mittwoch in einem Park trifft, um für den einbehaltenen Lohn zu kämpfen. Nach 32 Jahren ist immer noch nichts erreicht. „Wir waren Sklaven“, sagt David Macou. 2019 wurde der Menschenrechtsausschuss des Bundestags auf das Thema aufmerksam, seitdem wuchs die Hoffnung, dass es vorangeht. Deshalb reist er zurzeit durch Deutschland.

Doch das ist nicht der einzige Grund: Vor einer Woche hat er zum ersten Mal seine 1987 geborene Tochter getroffen. Ihre deutsche Mutter durfte nicht sagen, wer der Vater ihres Kindes war, und auch er musste schweigen. So ging es den Eltern von 8000 Kindern, die zwischen 1979 und 1989 geboren wurden – erst allmählich können die Väter und ihre längst erwachsenen Kinder nach einander suchen. David Macou hat mit seiner Tochter zusammen gefeiert. Und er hofft, dass sie ihn im kommenden Jahr in Maputo besucht.



David Macou

FOTO: INGO SCHNEIDER